

Raoul Mörchen

Konzerthäuser in Deutschland

» Konzerthaus – Was ist das?

Was ein Opernhaus ist, ist leicht gesagt. Ein Opernhaus ist ein Haus, in dem Opern gespielt werden. In Opernhäusern werden gemeinhin die zur Aufführung kommenden Opern auch selbst produziert, und zwar ganz oder zum Teil mit eigenem Personal, mit einem eigenen Ensemble, mit einem eigenen Orchester, auf jeden Fall werden die Opern programmiert von einem eigenen Betrieb, einer eigenen Verwaltung, einer eigenen Dramaturgie und einer künstlerischen Leitung. Ein Opernhaus ist somit ein spezifischer Gebäudetypus – mit Auditorium, Bühne, Bühnenmaschinerie, heute auch mit Orchestergraben – und eine kulturelle Institution, die diesen Gebäudetypus entsprechend bespielt.

Was ein Konzerthaus ist, lässt sich dagegen nicht so leicht sagen. Für Konzerte braucht es kein eigenes Haus – ein Saal tut's eigentlich auch. Genau genommen spielt sogar die meiste Musik in Deutschland, auch die klassische, nicht in Konzerthäusern, sondern in Konzertsälen. Und selbst der Konzertsaal ist bei näherem Hinblick weder architektonisch noch soziologisch eine so fest greifbare Entität wie das Opernhaus: Was gestern Abend noch Konzertsaal war, kann vielerorts morgen früh schon leergeräumt werden für einen Kongress oder eine Tagung, für eine Firmenpräsentation oder gar für einen Trödelmarkt. Beinahe jede mittelgroße und große deutsche Stadt verfügt über solche Säle, die als Mehrzweckhallen mehr oder minder oft Aufführungsstätte für Konzerte sind. Ihre Eignung dafür stellt diese beliebte Mischnutzung nicht von vornherein in Frage: Säle wie die alte Duisburger Mercatorhalle oder die Beethovenhalle in Bonn haben sich Jahrzehnte lang als Konzertort bewährt und sind von Musikern und dem Publikum angenommen, manchmal sogar liebgewonnen worden.

Historisch betrachtet hat in solchen Mehrzwecksälen das öffentliche Konzert sogar seinen Ursprung genommen: Sowohl in England, wo sich das bürgerliche Konzertwesen in einer stark merkantil ausgerichteten Gesellschaft bereits im frühen 18. Jahrhundert entfaltete, als auch in Deutschland, wo zunächst die Bewohner der Handelsstädte Frankfurt, Hamburg und Leipzig dem Vorbild nacheiferten, sind es oft angemietete Gesellschaftsräume von Gaststätten gewesen, in denen für ein zahlungswilliges Publikum musiziert wurde. Erst 1781 wurde mit dem Alten Gewandhaus in Leipzig in einen bestehenden Komplex ein Saal allein für die Darbietung von Konzertveranstaltungen gebaut – ein Beispiel, dem andere Städte nur sehr allmählich und eben längst nicht gänzlich folgten. Vom ersten Bau eines eigenen Hauses für klassische Konzerte ganz zu schweigen: Das entstand mit dem Gebäude des Musikvereins in Wien erst 100 Jahre später (1869). Der Stammsitz des Wiener Musikvereins ist dann schnell zum weltweit akzeptierten Musterfall geworden für ein klassisches Konzerthaus – und hat doch sein scheinbar so rein auf Kunstgenuss ausgerichtetes Konzept gleich wieder in Frage gestellt: Schließlich hat der Architekt T. R. von Hansen damals schon den Innenraum des Großen Saals so eingerichtet, dass man dessen Bestuhlung wieder entfernen kann, um Vergnügungen aller Arten zu veranstalten – Bälle und Dinners vorzugsweise. Allein die spätere Erfindung des ansteigenden Parketts, vollends die Zersplitterung des vormals weitgehend homogenen Auditoriums in Hans Scharouns Berliner Philharmonie in eine Vielzahl von Rängen rund um ein zentrales Podium (1963) schuf architektonisch ähnlich harte Fakten wie der Grundriss eines Opernhauses. Scharouns Philharmonie kann man in der Tat für wenig anderes nutzen als für Konzerte.

>

Jedoch gibt es auch Konzertsäle, die man anders als nur für Konzerte nutzen könnte, aber selten nutzt, wie etwa die Stuttgarter Liederhalle. Das Parkett des Großen Saals lässt sich auch hier etwa für Bankette frei räumen und mit entsprechendem Mobiliar versehen. Doch selbst bei ausschließlich musikalischer Nutzung ist die Liederhalle nach Maßgabe des Wiener Musikvereinsgebäudes kein Konzerthaus: Sie ist nicht nur mittlerweile Teil eines Gebäude übergreifenden Kongresszentrums, ihr fehlt auch das, was den Wiener Bau einst erst begründete: ein Konzertverein nämlich im alten Sinne oder eine Betriebsgesellschaft mit eigenem Konzertangebot im modernen. Alle Konzertveranstaltungen in der Liederhalle sind Gastveranstaltungen von Mietern; die Liederhalle ist – wie viele andere deutsche Konzerthäuser auch – Ort, aber nicht selbst schon Geschehen.

Ein Konzerthaus so strikt über seine bauliche Gestalt, seine inhaltliche Nutzung und sein Betriebskonzept zu definieren wie ein Opernhaus oder es allein am Wiener Vorbild zu messen, scheint daher wenig sinnvoll. Die Grenzen müssen, will man an der musikalischen Wirklichkeit nicht vorbei operieren, für Ausnahmen von der Regel, die es kaum gibt, zumindest einen Spalt breit geöffnet werden: Denn natürlich versteht heute der Besucher der Stuttgarter Liederhalle das Haus als Konzerthaus (es hieß ursprünglich sogar ausdrücklich so) und auch der neuen Essener Philharmonie, in der sich musikalische und außermusikalische Nutzung gegenüberstehen, will niemand das Attribut „Konzerthaus“ ernsthaft vorenthalten wollen. Für den weiteren Rahmen dieses Beitrags soll darum eine weiche Lesart des Begriffs „Konzerthaus“ gelten: als Haus oder zumindest selbstständiger Gebäudeteil, der architektonisch als Spielstätte von klassischen Konzertveranstaltungen eingerichtet wurde und diese in großem Umfang über das Kalenderjahr hinweg auch anbietet. Ein weiteres Kriterium soll, aber muss nicht zwingend die Existenz eines Betreibers sein, der zugleich Veranstalter ist. Aus der Betrachtung ausgeschlossen werden damit baulich unselbstständige Säle, die nur hin und wieder für Konzerte genutzt werden (z. B. der Kölner Gürzenich-Saal) sowie Konzertsäle, die ausschließlich oder zum überwiegenden Teil Spielstätte eines einzigen lokal ansässigen Klangkörpers oder einer einzigen Institution sind – wie zum Beispiel die neue Mercatorhalle im Duisburger CityPalais oder auch die vielen Sendesäle der Rundfunkanstalten. Als statistische Grundlage dient neben den Daten aus allgemein zugänglichen Publikationen die Auswertung eines Fragebogens, der zum Zweck dieses Aufsatzes an die Häuser verschickt wurde.

» Die Häuser

Welche Häuser kommen nun als Konzerthäuser in Frage und wie stellen sie sich dar?

Die 1985 eröffnete Philharmonie des **Münchener Kulturzentrums Gasteig** verfügt mit 2.400 Plätzen in fester Bestuhlung über einen der größten Konzertsäle der Republik. Anders als im Fall der Kölner Philharmonie, die nur ein Jahr später (1986) eröffnet wurde, entschied sich die Stadt als Auftraggeberin und Trägerin dafür, dem neuen Haus keine eigene künstlerische und organisatorische Leitung zu geben. Zwar genießen die im Gasteig beheimateten Münchner Philharmoniker und auch einige andere musikalische Institutionen der Stadt Hausrecht (d. h. ein Vorbuchungsrecht), doch ansonsten steht die Philharmonie ohne eigenes Programm frei zur – im Prinzip möglichst gewinnbringenden – Vermietung durch die städtische Gasteig München GmbH, die auch alle anderen Bereiche des Kulturzentrums verwaltet. Neben dem großen Konzertsaal können drei weitere, kleinere Säle (und somit insgesamt 3.500 Plätze) für musikalische Veranstaltungen genutzt werden. Eine interne Schätzung geht 2002 von mehr als 740.000 Besuchern pro Jahr aus – ein stolzes Ergebnis, mit dem sich das Münchener Konzerthaus (auch wenn ein solcher Vergleich mit Vorsicht zu genießen ist) mit an die Spitze der deutschen Konkurrenz setzt.

Die Münchener haben den Gasteig mit seiner sperrigen Anmutung und die problematische Akustik der Philharmonie akzeptiert, doch nie wirklich ins Herz geschlossen. Als Folge dieser von vielen als unbefriedigend eingestuften Situation wird mittlerweile über den Bau eines weiteren großen Konzertsaals nachgedacht. Der zur Zeit favorisierte Entwurf zum Einbau in den Marstall sieht eine architektonisch mehr oder minder klassische

Lösung in Kastenform vor. Dass der neue Konzertsaal eines Tages Keimzelle eines eigenständigen Konzerthauses sein könnte, gilt aber als eher unwahrscheinlich.

Strukturell ähnlich aufgestellt wie die Philharmonie im Gasteig ist die bereits erwähnte **Stuttgarter Liederhalle**. Auch sie verfügt über keine eigene Dramaturgie und keinen eigenen Spielbetrieb. Wie sich die Zeiten ändern: Bis zu ihrer Zerstörung 1943 war die alte Liederhalle im Besitz des Stuttgarter Liederkranzes, einer traditionellen bürgerlichen Musikvereinigung. Die Geschicke des Neubaus hingegen werden von einer städtischen GmbH geleitet. Sie verwaltet das 1956 entstandene Ensemble mittlerweile als Teil eines großen Veranstaltungszentrums. Obwohl weiterhin Spielort der renommierten lokalen Klangkörper wie der Gächinger Kantorei, den Philharmonikern oder dem Stuttgarter Kammerorchester, gilt auch für die Bespielung der Liederhalle: Was sich in einem der drei Konzertsäle ereignet, ereignet sich dort, weil dafür der Saal rechtzeitig gebucht und Miete bezahlt wird. Beinahe folgerichtig muss sich das Stuttgarter Kulturamt auch um die Finanzierung, Auslastung oder Programmatik der Liederhalle nicht eigens Sorgen machen: Integriert in den Gesamtkomplex „Kultur- und Kongresszentrum Liederhalle“, profitiert das Haus von dessen 25-prozentiger Bezuschussung und muss ansonsten sehen, wie es die restlichen 75 Prozent selbst aufbringt.

Tabelle 1

» **Konzerthäuser in Deutschland (Auswahl)**

Konzerthaus	Kapazität Konzertsaal	Kapazität Kammermusiksaal/ weitere Säle	Träger	Betreiber
Festspielhaus Baden-Baden	2.500	-	priv. Stiftung, Land u. Stadt	priv. GmbH
Konzerthaus Berlin	1.400	400, 250, 80	Land	Land
Philharmonie Berlin	2.440	1.180	Stiftung	Stiftung
Glocke Bremen	1.400	400	Stadt	städt. GmbH
Konzerthaus Dortmund	1.500	-	Stadt	städt. GmbH
Tonhalle Düsseldorf	1.900	300	Stadt	Stadt
Philharmonie Essen	1.900	350	Stadt	städt. GmbH
Alte Oper Frankfurt	2.450	700	Stadt	städt. GmbH
Laeiszhalle Hamburg	2.000	600	Stadt	städt. Landesbetrieb
Kölner Philharmonie	2.100	-	Stadt, WDR	städt. GmbH
Gewandhaus Leipzig	1.900	500	Stadt/Gewandhaus	städt. Eigenbetrieb
Philharmonie im Gasteig München	2.400	600, 250, 200	Stadt	städt. GmbH
Liederhalle Stuttgart	2.200	750, 320	Stadt	städt. GmbH

Stuttgart und München sind keine Einzelfälle: Auch die die **Beethovenhalle Bonn** und das **Konzerthaus Freiburg** werden im Rahmen größerer Kongress- und Tagungskomplexe von GmbHs betrieben, die über keine Dramaturgie im personellen wie ideellen Sinne verfügen. Für Veranstaltungen außerhalb des Konzertbereichs stehen eigene Räumlichkeiten zur Verfügung, wobei auch die Konzertsäle selbst von vornherein auf Mehrzwecknutzung angelegt sind. Wie viel und welche Musik am Ende in den solcherart aufgestellten Konzerthäusern spielt, hängt im hohen Maß ab von Angebot und Nachfrage vor Ort. Während Metropolen wie München, Stuttgart oder Frankfurt ihre Häuser ohne größere Probleme mit Konzerten, sogar überwiegend klassischen, auslasten können, ist oft der Anteil an nicht-musikalischer Nutzung in Konzerthäusern kleinerer Kommunen doch relativ hoch. Freiburg bietet zwar in seinem 1996 eröffneten Konzerthaus fast ausschließlich Konzertprogramme, beschränkt sich aber im Schnitt auf nur zwei Veranstaltungen pro Woche. Im dicht gedrängten Pro

gramm der (baulich freilich ganz anders gestalteten) Beethovenhalle mit ihren diversen Sälen steht im Herbst 2007 dagegen das „Konzert Wiener Klassik“ gleich neben der „Seniorenmesse“, während ein Gastspiel von Yuri Bashmet von einer „Schuhbörse“ und einer „Ü-30-Party“ gerahmt wird. In allen diesen Fällen gilt: Städtische Vorgaben eines inhaltlichen Profils gibt es entweder gar nicht oder nur in sehr begrenztem Umfang, dann vor allem, um die Nutzung durch ortansässige Ensembles zu sichern. Bei solchem Verzicht auf Mitsprache scheint es nur konsequent, dass eine Stadt wie Bonn den Betrieb der Beethovenhalle in die Hände eines externen Unternehmens legt.

Auch wenn sogar die **Alte Oper Frankfurt** längst Teil eines übergreifenden Veranstaltungskomplexes ist und der Intendant als Geschäftsführer außerdem zuständig für Kongresse oder den „Deutschen Sportpresseball“, so zeigt das Beispiel Frankfurt doch, dass die Existenz einer für unterschiedliche Belange zuständigen Betriebsgesellschaft ein Konzerthaus nicht grundsätzlich daran hindert, ein individuelles künstlerisches Profil zu entwickeln. 40 Prozent der knapp 300 Veranstaltungen pro Jahr werden hier in Eigenregie durchgeführt. Dafür und für den gesamten Betrieb, bei dem das klassische Konzert gegenüber dem Sektor „Entertainment“ knapp führt, zahlte die Stadt Frankfurt als Trägerin 2007 immerhin 6,5 Millionen € Zuschuss – bei einem Etat von 17 Millionen. Das erlaubt auch ein besonderes Engagement etwa im Bereich der zeitgenössischen Musik, das sich anderswo im wortwörtlichen Sinne schlichtweg nicht rechnet.

Solche Zahlen können hier wie anderswo allerdings stets nur mit Vorbehalt verwertet werden: Unterschiedlichste Rechenmodi der Häuser machen den Vergleich untereinander schwierig. Wo mancherorts etwa städtische Orchester bei ihren Konzerten im städtischen Konzerthaus als Mieter gebucht werden und damit rein theoretisch für Einnahmen sorgen, genießen sie in anderen Städten stillschweigend „Hausrecht“, zum Nachteil der Konzerthaus-Bilanzen. Andererseits gehen Zuschüsse fast immer pauschal an die Betriebsgesellschaft: Wie viel davon in den Konzertbetrieb, wie viel in andere Teile fließt, lässt sich von außen selten genau aufschlüsseln.

Genau aufschlüsseln lassen sich dagegen die nur auf den ersten Blick komplizierten Verhältnisse bei der **Kölner Philharmonie**. Sie wird in einem sehr erfolgreichen Joint-Venture zu 90 Prozent von der Stadt und zu zehn Prozent vom WDR getragen. Die Stadt hat ihrerseits den Betrieb einer allein für diese Zwecke zuständigen GmbH überlassen, die – wie im Fall der Alten Oper – ein gutes Drittel der (rund 450) Veranstaltungen unter eigene Regie nimmt und den Rest Mietern überlässt. Auch hier werden rund zehn Millionen € im Jahr eingespielt, allerdings auch nur 13 ausgegeben – die Stadt Köln hält mit ihren Zuschüssen die Philharmonie an vergleichsweise kurzer Leine. Dennoch macht sich die finanzielle Ausstattung und ein verantwortungsvoll geführter Betrieb inmitten eines ohnehin reichhaltigen städtischen Musiklebens gleichfalls bemerkbar in einem charakteristischen Spielplan, der neben dem klassischen Konzert und den längst obligatorischen Grenzbereichen wie musikalisches Kabarett oder World Music auch experimentellere, nicht zwingend kostendeckende Angebote bereit hält. Mit der Installation eines zentralen Kartenvertriebssystems, der weiten Verbreitung einer magazinähnlichen Programmorschau oder der Schaffung einer Corporate Identity, die bis zur einheitlichen Kleidung des Servicepersonals geht, hat die Kölner Philharmonie zudem Standards gesetzt, die seither von vielen neu geschaffenen und auch einige alt-ingesessenen Konzerthäusern kopiert wurden.

Die in den 1970er Jahren zum Konzerthaus ausgebaute **Düsseldorfer Tonhalle** hat selten solch ein Aufsehen erregt wie die Kölner Philharmonie, sich aber dennoch in der Region fest verankern können. Bezuschusst wird sie als städtische Institution nach offizieller Verlautbarung nicht, was aber gemäß den oben erläuterten Gründen eher eine Frage der Bilanzierung als eine des Kassenerfolgs ist. Für die Tonhalle haben die Stadtväter keine eigene GmbH ins Leben gerufen, sondern die Führung des Betriebs wie die eines städtischen Theaters organisiert: Einem Intendanten steht ein Team von Mitarbeitern zur Verfügung, das jede Saison programmatisch und organisatorisch verantwortet. Es nimmt dabei die Hälfte der gut 200 Veranstaltungen selbst in die

Hand und überlässt den Rest Mietern. Hausrecht genießen hier allein die städtischen Symphoniker. Der derzeit leichte Rückgang bei der Nachfrage nach traditionellen Konzerten wird kompensiert durch ein verstärktes Alternativ-Angebot: Kabarett, Chansons, gehobene Pop-Musik, World Music.

Wesentlich angespornt vom Erfolg der Kölner Philharmonie, zudem den steigenden Ansprüchen nach bürgerlicher Repräsentation entsprechend, haben sich in Nordrhein-Westfalen gleich mehrere Kommunen in jüngerer Zeit entschieden, neue Konzertstätten zu bauen, von denen zumindest zwei das Prädikat „Konzerthaus“ verdienen: das 2002 eröffnete Konzerthaus Dortmund und die zwei Jahre später gefolgte neue Essener Philharmonie (die neue Mercatorhalle in Duisburg und der anstehende Neubau eines Konzertsaals in Bochum dienen, wie bereits erläutert, fast ausschließlich als Spielorte der kommunalen Orchester; geplant sind ferner ähnliche Konzerthäuser in Bonn, Aachen und Münster, wobei es zu früh wäre, bereits jetzt konkrete Angaben zu deren Nutzungskonzept zu machen).

Tabelle 2

» Eröffnung von Konzerthäusern¹ in Deutschland seit 1945 (Auswahl)

Jahr	Konzerthaus
1956	Liederhalle Stuttgart
1963	Berliner Philharmonie
1978	Tonhalle Düsseldorf
1981	Alte Oper Frankfurt
1981	Gewandhaus Leipzig
1984	Konzerthaus Berlin
1985	Gasteig München
1986	Kölner Philharmonie
1998	Festspielhaus Baden-Baden
2002	Konzerthaus Dortmund
2004	Philharmonie Essen

In Planung

ca. 2010	Elbphilharmonie Hamburg
	Festspielhaus Bonn
	Bochumer Symphonie
	Haus für Musik Aachen
	Musikhalle Münster
	Europäisches Konzerthaus Passau
	Saarphilharmonie Saarbrücken

¹ nach der o.g. Definition

Obwohl im Prinzip ein Konzerthaus im klassischen Sinn, kann die **Essener Philharmonie** in der Nachfolge des traditionsreichen Saalbaus auch anders: Den gut 200 vorwiegend konzertanten Veranstaltungen im großen Saal stehen 500 außermusikalische entgegen. Möglich ist das nicht nur durch das weit aufgefächerte Raumangebot vom Foyer bis hin zum Sitzungssaal, sondern auch durch die Flexibilität des großen, 1.900 Plätze bietenden Konzertsaals selbst, dessen ansteigendes Parkett sich zum großen Teil mittels einer Hubmaschinerie planieren lässt und dann den Boden für Bankette und Firmenfeiern bietet. Das harmonische Nebeneinander von Muse und Kommerz, für das in Essen zwei verschiedene kommunale GmbHs verantwortlich sind (die Theater und Philharmonie Essen GmbH und die CongressCenter Essen GmbH), überrascht nicht in einer Stadt, in der bürgerliches Kapital von jeher die Kultur entscheidend mitbeeinflusst hat – ohne private Spenden wäre auch der Bau der Philharmonie undenkbar gewesen.

Ganz anders die Lage in Dortmund, wo man keine Tradition fortführen konnte, sondern mit dem 1.500 Plätze bietenden **Konzerthaus Dortmund** im wenig glamourösen Umfeld der Brückenstrasse Neuland betreten hat. Trotz intensiver Kontaktaufnahme zu Sponsoren fließen in Dortmund private Zuwendungen nicht so üppig wie beim Nachbarn, und auch das Publikum ist hier ein anderes. Können die Kollegen im Westen regelmäßig Stars und auch kostspielige Ensembles aus dem Ausland einladen und dafür vom Publikum ohne weiteres Spitzenpreise von bis zu 160 € (Saison 2007/08) verlangen, vermag die Konzerthaus Dortmund GmbH bei der Bespielung ihres (einzigen) Saals nicht ganz so weit zu gehen. Allerdings sind hier wie dort ohnehin die Spielpläne bunt gemischt und stellen neben das klassische Orchester- oder Kammerkonzert gleichberechtigt wirtschaftlich attraktivere Angebote aus den Sparten Jazz, Musical, Pop etc. In der Saison 2006/07 wurde mit dem Pop-Abo sogar eine eigenständige Konzertreihe für den Populärmusikbereich eingeführt. Die allzu positiven Startprognosen haben in Dortmund in den ersten Jahren allerdings leicht nach unten korrigiert werden müssen, derweil der städtische Zuschuss von 3,8 Millionen auf mittlerweile fünf Millionen aufgestockt wurde. Trotz ihrer nicht einfachen Situation erlauben sich beide Häuser jedoch immer wieder auch mutige Programmideen, die gerade der hier zuvor kaum beachteten zeitgenössischen Musik einen respektablen Stellenwert einräumen. Auch bei der Gewinnung der vielbeschworenen „neuen Publikumsschichten“, die allerorts händelnd gesucht werden, beweisen beide Häuser besonderen Innovationsgeist.

Obwohl weder größer noch älter als Essen oder Dortmund, verfügt die Stadt Leipzig über eine ungleich reichere musikalische Tradition. Über das kommunale Engagement aber sagt das wenig aus. Zwar fließen in das als städtischer Eigenbetrieb geführte, 1981 eröffnete neue **Leipziger Gewandhaus** mit gut 13 Millionen € scheinbar großzügige Zuwendungen, jedoch muss davon nicht allein das Haus betrieben, sondern auch das darin beheimatete Orchester gleichen Namens finanziert werden. Zählt man die selbst erwirtschafteten Einnahmen dazu, verfügt das Gewandhaus über einen Gesamtetat von 29 Millionen €. Bespielt wird im Gewandhaus ein großer und ein kleiner Konzertsaal mit 1.900 bzw. 500 Plätzen, in denen zusammen fast 600 Konzerte pro Jahr statt finden, die von rund einer halben Million Menschen besucht werden. Der nach dem Vorbild der Berliner Philharmonie entworfene Große Saal ist, anders als der kleinere, fest bestuhlt und zementiert im wörtlichen Sinne mit der charakteristischen Terrassierung des Zuschauerbereichs die Nutzung als reiner Konzertsaal, unter anderem natürlich durch das Gewandhausorchester. Der Spielplan ist erstaunlich klassisch: von Kabarett keine Spur, auch wenn die Reihe der großen Meisterwerke komplettiert wird von allerlei leichter Muse. Bei etwa ausbalanciertem Verhältnis zwischen Eigen- und Gastveranstaltungen findet die eigentliche Diversifizierung des Angebots weniger in den Konzertsälen selbst als in den Zwischenräumen statt, auf der „Barlach-Ebene“, dem „Schumann-Eck“ oder im „Arthur-Nikisch-Raum“ und den verbindenden Foyers, die zur freien Vermietung auch abseits musikalischer Nutzung angeboten werden. Den Schwierigkeiten der Stadt, das kostspielige Haus angemessen zu fördern, begegnet man auch in Leipzig offensiv durch Mäzenaten-Suche, die in der Idee eines „Sponsor’s Club“ ihren derzeitigen Kulminationspunkt findet. Mehr als eine Million € konnte das Gewandhaus 2007 durch dessen Mitglieder zusätzlich einwerben. Und was die „neuen Publikumsschichten“ angeht, hat man sogar eigens eine Stelle für Musikvermittlung eingerichtet.

Neben Leipzig verfügt Berlin mit dem **Konzerthaus Berlin** und der **Berliner Philharmonie** sogar über zwei Konzerthäuser mit eigenen Orchestern. War die als architektonische Inkunabel längst selbst Geschichte gewordene Philharmonie vier Jahrzehnte lediglich Spielstätte der weltbekannten Philharmoniker, stehen seit der Gründung der vom Land Berlin getragenen „Stiftung Berliner Philharmoniker“ im Jahr 2002 Haus wie Orchester unter gemeinsamer Leitung. Beide erhalten, wie im Fall Leipzigs, eine für beide Bereiche zu verwendende öffentliche Förderung (14 Millionen €) und zudem erhebliche Sponsorengelder. Neben dem eigentlichen Haupthaus mit 2.440 Sitzplätzen stehen seit der Fertigstellung des Kammermusiksaals 1987 weitere 1.180 Plätze zur Verfügung, die für 280 bzw. 230 Konzerte im Jahr genutzt und von 575.000 Menschen besucht werden. Die Auslastung beträgt zur Zeit erstaunliche 95 Prozent für den großen Saal bzw. immerhin 60 Prozent für den Kammermusiksaal. Jede dritte bzw. siebte Veranstaltung wird von den Philharmonikern ausgetragen, den Rest bestreiten – gegen entsprechende Miete – Gäste von nah und fern. Auffallend ist, dass das Haus immer noch beinahe ausnahmslos Klassik-Konzerte programmiert. Angebote aus dem Bereich der Unterhaltungsmusik machen hier nur etwa zwei Prozent aus.

Während die Berliner Philharmoniker und die Scharounsche Philharmonie von jeher unzertrennlich waren, gleicht die Geschichte des Konzerthauses und seines Ensembles einer Berg- und Talfahrt. Als Schinkels berühmtes Schauspielhaus am Gendarmenmarkt 1984 als Konzerthaus wiedereröffnet wurde, fand auch das bis dahin an wechselnden Orten konzertierende Berliner Sinfonie-Orchester hier eine feste Heimat. Seit 2006 trägt es mit seinem Namen dieser Tatsache Rechnung und heißt Konzerthausorchester Berlin. Für sein dauerhaftes Bleiberecht revanchiert sich das Orchester mit der Austragung von einem Drittel der insgesamt 300 hauseigenen Konzerte, womit es entscheidend zum Profil seiner Heimstätte beiträgt. Einschließlich der 250 Veranstaltungen durch Mieter kommt das Konzerthaus damit auf stolze 550 Konzerte pro Jahr, für die zwei Konzertsäle mit einer Kapazität von 1.400 und 400 Plätzen bereit stehen, außerdem ein „Musikclub“ und seit 2003 ein neuer multifunktionaler Saal, der dank einer privaten Spende innerhalb der alten Bausubstanz geschaffen wurde. Auch das Konzerthaus wird vom Land Berlin getragen und mit 11,5 Millionen € pro Jahr unterstützt. Ähnlich wie bei der Philharmonie zeichnet sich das Programm durch überwiegend klassische Nutzungszwecke aus: Instrumental- und Chorkonzerte, Kammermusik, Liederabende, mit Einschränkungen sogar Musiktheater bestimmen hier das Programm. Jazz, Pop, Schlager oder Kabarett muss man dagegen mit der Lupe suchen. Dafür findet man etliche Angebote aus der Alten und Neuen Musik, und auch die musikalische Pädagogik wird am Gendarmenmarkt groß geschrieben.

Gegen solche Größen nimmt sich die **Rudolf-Oetker-Halle** in Bielefeld ziemlich bescheiden aus, trotz der ehrfurchtgebietenden Architektur aus dem Jahr 1930. Die Stadt unterstützt den mit rund 130 jährlichen Veranstaltungen überraschend regen Betrieb mit gerade einmal 300.000 € und führt das Haus vom Kulturamt aus. Knapp 100.000 Besucher sehen und hören hier nicht nur die Philharmoniker, den Musikverein und den Oratorienchor der Stadt, sondern auch zahlreiche Gäste, die fast 85 Prozent des Programms bestreiten – überwiegend, aber längst nicht ausschließlich mit musikalischem Programm, überwiegend, aber längst nicht ausschließlich aus dem Bereich der Klassik. 1.500 Plätze bietet der große Saal, 300 ein kleinerer für Kammermusik.

Auf eine ähnlich lange Tradition wie die Rudolf-Oetker-Halle kann die **Glocke in Bremen** zurückblicken. Das Mitte der 1990er Jahre aufwändig sanierte Haus verfügt über einen ausgesprochen eleganten großen Saal mit 1.400 und einen kaum weniger ansprechenden kleinen Saal mit gut 400 Plätzen. Pro Jahr bietet das Haus mehr als 300 Veranstaltungen. Neben einem reichhaltigen klassischen Repertoire, dargeboten von heimischen wie auswärtigen Kräften, gibt es eine Vielzahl an Veranstaltungen aus den Bereichen Musical, Jazz, Pop und Kabarett. Weniger als zehn Prozent des Programms verantworten die Betreiber, die städtische Glocke Veranstaltungs-Gesellschaft, selbst mit einem Etat von derzeit 100.000 €. Der größte Teil verdankt sich der Fremdvermietung. Das sehr bunt, aber dramaturgisch gut gemischte Programm wurde in den letzten Jahren von jeweils rund 200.000 Besuchern wahrgenommen, womit das Bremer Konzerthaus in etwa auf dem Stand der Häuser in Essen oder Dortmund ist.

Die von der Stadt Hamburg getragene **Musikhalle Hamburg** hat sich 2005 – knapp 100 Jahre nach ihrer Eröffnung – einen neuen Namen gegeben: Als „Laeiszhalle“ erinnert sie nun wieder an den Stifter des geschichtsträchtigen Gebäudes, in dem die Hafenstadt ihren vornehmsten Konzertort hat. In den großen Saal mit 2.000 und den kleinen mit 600 Plätzen werden rund 400.000 Besuchern pro Jahr etwa 450 Konzerte geboten, drei Viertel aus dem Bereich der so genannten ernsten, der Rest aus dem der unterhaltenden Musik. Ungewöhnlich ist, dass in der als städtischer Landesbetrieb geführten Halle kaum eigene Veranstaltungen stattfinden: Mieter bestreiten hier 95 Prozent des Programms. Zu den Mietern zählen allerdings auch ortsansässige Traditionsensembles wie die Philharmoniker Hamburg, das NDR-Sinfonieorchester und die Hamburger Symphoniker, die allesamt ein Vorbuchungsrecht genießen. Wenn im Frühjahr 2010 die neue **Elbphilharmonie** ihre Türen öffnet, wird die Laeiszhalle erstmals ernste Konkurrenz bekommen. Der dem Scharounschen Vorbild folgende, als Amphitheater angelegte große Saal der Elbphilharmonie wird 2.150 Besuchern Platz bieten – und ein Programm, das den jetzigen Ankündigungen gemäß von vornherein auf Mischkalkulation angelegt ist: Das klassische Orchesterkonzert wird durch Jazz-, Pop- und Weltmusik ergänzt. Aufgewertet und erweitert werden soll die Philharmonie durch einen in den Komplex integrierten Hotelbau, durch Luxuswohnungen, durch einen „Education-Bereich, weitere Backstage-Räume und Restauration. Wie wichtig der Bereich Musikvermittlung mittlerweile in den Konzerthäusern geworden ist, zeigt sich auch in dem Kongress „The Art of Music Education“, zu dem die Elbphilharmonie im Januar 2008 Vertreter von Konzerthäusern aus dem In- und Ausland sowie weitere Veranstalter eingeladen hat.

Während in Hamburg, wie andernorts auch, gezielte Anwerbung privater Gelder die Finanzierung von Bau und Betrieb eines Konzerthauses für einen öffentlichen Träger erleichtert, wenn nicht gar erst ermöglichen soll, ist es beim **Festspielhaus Baden-Baden** gewissermaßen umgekehrt: Als einziges Haus seiner Art erhält es keine regelmäßigen Subventionen, sondern allein Projektförderungen. Zwar gehört das Gebäude selbst mit einem Saal für 2.500 Personen der Stadt und dem Land, der Betrieb und die Verwaltung eines 20-Millionen-Etats aber obliegt einer von einer privaten Stiftung getragenen Betriebsgesellschaft, die ihr ehrgeiziges Programm maßgeblich durch den Kartenverkauf (zwei Drittel) und durch Spenden (ein Drittel) finanzieren muss. Allein für die Herbstfestspiele gibt es Unterstützung von öffentlicher Hand, namentlich von der Landesstiftung Baden-Württemberg. Das Festspielhaus zeichnet noch eine andere Besonderheit aus – weswegen es erst an dieser, letzten Stelle genannt wird: Es ist gleichermaßen Schauplatz von Konzert wie Oper. 120 Veranstaltungen aus dem einen oder anderen Bereich gibt es pro Jahr, 100 davon erfolgen in eigener Regie. Die Quote der leichten Muse liegt bei nur knapp 20 Prozent, was angesichts der prekären Finanzsituation außergewöhnlich erscheint.

» Resümee

Erstaunlich ist bei der Betrachtung der deutschen Konzerthaus-Landschaft zunächst, dass es wirkliche Konzerthäuser weit weniger gibt als Opernhäuser, obwohl sie einerseits preiswerter zu betreiben sind und andererseits mehr Publikum anziehen. Die Möglichkeit, Konzerte auch ohne eine exklusiv für sie bestimmte Architektur aufzuführen, etwa in Stadthallen oder in Stadttheatern, ist der wohl wichtigste Grund dafür. Allerdings scheinen die Konzerthäuser, anders als die Opernhäuser, langsam aber sicher an Zahl zu gewinnen: Immer mehr Städte gönnen sich und ihren Bürgern den Luxus mehr oder minder reinrassiger Konzerthäuser.

Was außerdem überraschen mag, ist die Vielfalt nicht nur des inhaltlichen Formats der bestehenden Häuser, sondern auch ihres Betriebs. Während in einigen Städten traditionell noch Kulturämter oder andere kommunale Verwaltungsabteilungen die Geschicke lenken, in anderen wiederum die Verantwortung an externe Gesellschaften übertragen ist, die zum Teil geringe oder gar keine programmatischen Auflagen haben, hat sich in den 1980er Jahren mit der Alten Oper Frankfurt und der Kölner Philharmonie ein neuer Typ von Konzerthaus etabliert, dem ganz offenbar die Zukunft gehört: Wenngleich die Bautypen selbst wenig flexibel sind, hat sich

die Idee einer weitgehend selbstständigen Betriebsgesellschaft in städtischer Trägerschaft und besonders die Idee des Intendantenbetriebs, d. h. die Übernahme programmatischer Verantwortung durch den Betreiber, als großes Plus herausgestellt. Die danach entstandenen neuen Häuser haben das Modell meist erfolgreich nachgeahmt und den vor allem in Köln entwickelten Innovationen im Bereich Ticketing, Marketing und Selbstdarstellung ihrerseits neue Ideen etwa in der Publikumspädagogik folgen lassen. Auf die nun geplanten Konzerthäuser in Hamburg oder Bonn darf man gespannt sein, wie auf die, die vielleicht noch später kommen mögen.

Was ein Konzerthaus ist, lässt sich nicht auf den Punkt bringen, nicht vor 100 Jahren und auch nicht hier und jetzt. Die neuen Häuser werden die Definition vermutlich nicht leichter machen. Und das ist gut so. Denn die Wandlungsfähigkeit der Konzerthäuser innerhalb einer sich beständig wandelnden musikalischen Wirklichkeit ist ihre größte Chance.

Stand: 29. Februar 2008

Raoul Mörchen arbeitet als Autor und Musikkritiker für Tageszeitungen, Fachzeitschriften und den öffentlichen Rundfunk.